

**Pfarrer Jörg Zimmermann**

**Predigt zu Lukas 18,9-14,  
am 16.08.2015  
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**Jesus sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen, dass sie fromm wären, dies Gleichnis: Es gingen 2 Menschen hinauf in den Tempel, zu beten, einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.**

**Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.**

**Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!**

**Ich sage euch: Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.**

Liebe Gemeinde!

*„Ein Mensch betrachtete einst näher  
die Fabel von dem Pharisäer,  
der Gott gedankt voll Heuchelei  
dafür, dass er kein Zöllner sei.  
Gottlob!, rief er in eitlem Sinn,  
dass ich kein Pharisäer bin!“*

Das war – viele werden es gemerkt haben – der Dichter Eugen Roth und seine „Auslegung“ unseres heutigen Predigttextes. Ich finde, das hat Roth, der uns Menschen ja immer sehr treffend zu beobachten versteht, geradezu genial auf den Punkt gebracht: das Gleichnis ist doch so einfach, die Rollen sind so klar verteilt, die Sympathien sind so eindeutig zugeordnet, dass unsere Parteinahme gar nicht anders ausfallen kann: wir identifizieren uns mit dem Zöllner. Der Pharisäer hingegen hat nicht den Hauch einer Chance, so unsympathisch ist er. Gott sei Dank: so bin ich nicht!

Aber genau das ist das Vertrackte: eben indem wir so sprechen oder zumindest denken, sind wir's doch! Denn wir folgen derselben Logik wie er: wir vergleichen uns mit anderen, um uns über sie erheben und in ein gutes Licht stellen zu können. Darin liegt das Problematische im Gebet des Pharisäers, das Unangenehme. Ansonsten ist das, was er sagt, ja gar nicht so falsch – ich denke, wir haben allen Grund, unsere traditionellen Klischees von diesen beiden Gestalten, Pharisäer und Zöllner, zu korrigieren; was er alles an guten Taten seinerseits aufzählt, ist korrekt! Ganz nach dem Sprichwort: Tue Gutes und rede darüber. Mit Verlaub: machen wir es nicht häufig ganz ähnlich, auch in der Gemeinde: Wenn da jemand eine Initiative startet, dann will er auch ein wenig dafür gewürdigt werden. Kommt da gar kein anerkennender Kommentar, dann sind wir beleidigt. Und das, obwohl wir so einen Kommentar vielleicht sogar gern in großer Bescheidenheit quittieren, indem wir etwa sagen: „Ist doch nicht der Rede wert!“ – Aber wehe, es würde tatsächlich niemand darüber reden!

Und Umgekehrtes gilt vom Zöllner: Zachäus, das arme, kleine, hilflose Männlein im Maulbeerbaum! Das waren vielmehr äußerst unangenehme, schmierige Kollaborateure, die sich auf Kosten ihrer jüdischen Landsleute den römischen Besatzern an den Hals geschmissen und sich dadurch eine goldene Nase verdient hatten.

Und schon sehen wir: Dieses Gleichnis von Pharisäer und Zöllner aus dem Munde Jesu ist eine enorme Provokation seiner Hörer! Denn es bürstet die Selbstverständlichkeiten gegen den Strich! Damals galt: der Pharisäer ist ein wirklich rechtschaffener Mann, der es ernst mit seinem Glauben meint und ihn konsequent in die Tat umsetzen will. Der Zöllner hingegen ist der verhasste Handlanger der Besatzer. Wenn uns dieses Gleichnis heute so angenehm runtergeht, dann steckt dahinter vermutlich nicht zuletzt eine antijüdische Auslegungstradition. Die Pharisäer kommen ja fast immer schlecht weg, und der Zöllner wird im Handumdrehen als „typisch christlich“ hochstilisiert – obwohl dazu im Text selber übrigens kein Sterbenswörtchen steht! Und außerdem belegt der jüdi-

sche Theologe Ernst-Ludwig Ehrlich in einer Auslegung unseres Textes mit vielen Talmud-Zitaten sehr gut: ein Beter, der sich selbst vor Gott nur beweihräuchern wollte, wäre auch nach jüdischen Grundsätzen völlig unten durch.

Aber noch einmal: zu Jesu Zeiten ist das Gleichnis eine echte Provokation, gerade **weil** jeder weiß, was für religiös ernsthafte Menschen die Pharisäer und was für üble Abzocker die Zöllner sind!

Wie gehen wir mit dieser Provokation um? Wir können es beleidigt zur Seite legen und uns in den Schmollwinkel zurückziehen. So nach dem Motto: Habe ich denn nicht ein Anrecht darauf, von Jesus und auch von meinen Mitmenschen wenigstens ein wenig Anerkennung zu bekommen für das, was ich Gutes tue? Da leg ich mich krumm in meiner nervigen Familie, da lass ich Fünfe grade sein gegenüber meinen blöden Kollegen, da engagiere ich mich sogar in meiner häufig so trägen Kirchengemeinde, die ich mir nicht selten so ganz anders wünsche, als ich sie erlebe – und wenn ich auf das alles mal dezent hinweise, dann gelte ich gleich als arrogant?!

Und da kommt dann auf der anderen Seite so ein dahergelaufener Typ, von dem doch jeder weiß, was der sich schon alles an Mist und Unverschämtheiten geleistet hat, sagt einmal sozusagen „Tschuldigung!“ – und wird im Handumdrehen von Jesus zum Vorbild hochstilisiert?! Ist das etwa gerecht??

Liebe Gemeinde, wenn jemand in aufrichtiger Empörung so fragt, weil er Jesu Gleichnis als ungerecht empfindet, dann bin ich sicher, dass Jesus ihm nicht die kalte Schulter zeigen wird. Es ist so ähnlich wie beim Gleichnis vom sogenannten verlorenen Sohn, wo der ältere Sohn ja auch empört und beleidigt den Vater dafür kritisiert, dass er für den jüngeren Sohn ein Fest geben will, wo dieser jüngere Sohn doch so ziemlich alles falsch gemacht hat, was man falsch machen konnte, wohingegen er, der ältere, dem Vater stets die Treue gehalten hat. In diesem Gleichnis aus Lukas 15, das ja sozusagen in fast unmittelbarer Nachbarschaft zu unserem heutigen Gleichnis steht, da wendet sich der Vater dem älteren Sohn zu und erinnert ihn an alles, was ihn mit ihm, dem Vater, verbindet. Auf dieser Grundlage, so fordert ihn der Vater auf, möge er sich doch mit ihm darüber freuen, dass sein kleiner Bruder den Weg nach Hause wiedergefunden hat.

Genauso stelle ich mir vor, würde Jesus auch hier dem Pharisäer sagen: Sei doch ganz einfach froh, dass du Gott stets die Treue gehalten hast! Und bleib dabei; du bist doch genau auf dem richtigen Weg! Aber lass dir bitte auch dies sagen: Wenn du meinst, dich daraufhin über diesen Zöllner erheben zu können, dann stimmt etwas mit deiner Frömmigkeit und mit deinen vielen guten Werken nicht! Dann zeigst du ungewollt, dass du sie nicht um ihrer selbst willen tust, sondern nur mit Blick auf die Würdigung, die du erwartest! Und – ganz ehrlich – dann bekommt alles einen sehr merkwürdigen und unangenehmen Beigeschmack!

Ich kannte einmal einen Menschen, der sich in einem Verein ehrenamtlich sehr engagierte. Das war echt bemerkenswert; dieser Mann stellte eine Menge toller Veranstaltungen auf die Beine. Dann jedoch erfuhr ich, dass er sich an eine Frau aus dem Verein gewendet hatte mit der unverblühten Bitte, sie möge ihn für das Bundesverdienstkreuz vorschlagen. Diese Frau fühlte sich nun sehr unangenehm: sie verdankte dem Mann eine ganze Menge, ja sie hätte es grundsätzlich durchaus angebracht gefunden, dass er die Ehrung erhalten hätte. Aber nun, nachdem er selber danach verlangt hatte? Das Ganze war richtig peinlich. Vor allem – und da sehe ich die Parallele zum Pharisäer aus Lukas 18: Die guten Taten, die der Mann ja fraglos getan hatte, sie standen nun in einem ganz schrägen Licht. Wie schade!

Damit sind wir am entscheidenden Punkt: Jesus stellt an uns die Erwartung, dass wir Gutes tun, ohne solche „Nebengedanken“ zu haben. Dass wir sie um ihrer selbst willen tun. Dass wir nicht vergleichen, auf andere schießen, dass wir uns nicht messen und besser sein wollen als andere. Diese Grundhaltung ist es, die über die Qualität dessen entscheidet, was wir tun und lassen. Es ist wie das Vorzeichen vor einer Klammer. Wenn da ein Minus steht, kann in der Klammer selber noch so viel Gutes stehen. Es wird nicht positiv ausfallen.

Und soviel steht fest: beim Zöllner stimmt das Vorzeichen vor der Klammer. Sein Gebet ist, seien wir ehrlich, nicht nur anders als das des Pharisäers. Es ist auch anders, als unsere Gebete es

zumeist sind. Zunächst fällt auf, wie ungewohnt, ja wie peinlich die ganze Situation offenbar für ihn ist: er steht „**von ferne**“, also wohl hinten im Tempel. Er ist ganz offenbar irgendwie fremd hier. Das ist nicht seine Welt; er ist eben kein religiöser Profi!

Und weiter: er hält nicht die Etikette ein, die unser Beten meist bestimmt: er äußert keinerlei Dank, bevor er bittet, und sein Gebet ist auch überhaupt nicht irgendwie systematisch aufgebaut. Nein: mit einem einzigen Bitruf fällt er gleichsam mit der Tür ins Haus. So lernt unsereiner das nicht im Predigerseminar!

Was er da betet, ist im Grunde ein einziger Hilfeschrei, begleitet von einer Geste, die in ihrer Einfachheit und Klarheit Dasselbe sagt wie die wenigen Worte, die der Zöllner spricht: „**Gott, sei mir Sünder gnädig!**“ Nicht blankpoliert, sondern rau und schroff tritt der Zöllner Gott entgegen – aber damit auch umso echter, authentischer.

Ohne, dass wir irgendwelche Hintergründe wüssten, was den Zöllner so zu Gott kommen lässt – eines wird klar: dieser Mann kommt ungeschminkt; er weiß, was er ist, und er sagt es auch: ein Sünder, einer, der Gott nicht gerecht wird, zugleich jedoch einer, der genau daran verzweifelt, der das nicht übertünchen oder wegdiskutieren will, sondern der seine ganze Misere mit diesem einen Satz vor Gott bringt: „**Gott, sei mir Sünder gnädig!**“

Hier geht es wirklich nur um den betenden Zöllner und um den angebeteten Gott – von einem Vergleich mit anderen, gar noch mit dem Pharisäer keine Spur! Hier wird nicht auf Nebenkampfschauplätze ausgewichen, hier wird der entscheidende Satz gesagt. Und der ist ein offenes Bekenntnis des Zöllners zu seiner Misere, die er selber verschuldet hat. Kein Wort der Selbstrechtfertigung; keinerlei Fassade, die er aufbaut.

Liebe Gemeinde, mal ganz ehrlich: So offen und ungeschminkt treten wir Gott doch wohl kaum einmal gegenüber! Zumal viele von uns ja sogenannte „Intellektuelle“ sind: unsereiner weiß ja immer höchst differenziert zu reden – womit wir, wenn wir ehrlich sind, nicht selten lediglich um den heißen Brei herumreden. So ein knapper Satz: „**Gott, sei mir Sünder gnädig!**“ – der ist uns fremd. Auch unsere gottesdienstlichen Sündenbekenntnisse kommen geschliffener daher. Und außerdem haben sie ja nicht zuletzt den Effekt, dass der Einzelne sich gut und diskret darin bergen kann – was umgekehrt bedeutet: er muss nicht selber hingehen und aus eigener Verantwortung zu beten beginnen. So kann Intellektualität leicht eine Methode sein, sich selbst hinter ach so klugen Worten regelrecht zu verstecken.

Doch nun ist andererseits ebenso klar: so wie der Pharisäer beten wir heute nun auch wieder nicht. Überhaupt ist es, bis auf kleine Gruppen innerhalb der Kirche ziemlich aus der Mode gekommen, sich seiner Frömmigkeit zu rühmen. Gott sei Dank! – sage ich dazu!

Aber etwas subtiler, fast möchte ich sagen: „in säkularisierter Form“ hat sich doch Einiges von der Mentalität dieses Pharisäers bei uns gehalten. Immer wieder bekomme ich bei Besuchen und anderen Gesprächen ungefähr Folgendes zu hören: „Also Herr Pfarrer, ich gehöre zwar nicht zu denen, die Sonntag für Sonntag in die Kirche rennen, aber ich tue bestimmt mindestens soviel Gutes wie diese Leute – vermutlich eher noch etwas mehr.“

Gerade hierzulande haben wir uns angewöhnt, mit einigem Stolz auf unsere Leistungen zu blicken. Warum auch nicht? Da **ist** Vieles geleistet worden – warum sollte man das nicht sagen dürfen? Noch einmal: der Fehler des Pharisäers ist ja auch gar nicht dies, dass er um seine guten Taten weiß und von mir aus auch darüber spricht. Das Sprichwort „Tue Gutes und rede darüber!“ hat durchaus sein Recht! Nein, falsch wird es erst da – aber da auch umso heftiger! –, wo wir im Angesichte Gottes etwa meinen, Vergleiche ziehen zu können, und das natürlich immer mit dem Ziel, uns selber zu Lasten anderer in die Sonne stellen zu können.

Gegen diese Haltung ist Gott allergisch. Denn hier wird unser Glaube, unser kindliches Vertrauen zu ihm, zerstört. Es wird ersetzt durch den Versuch der Selbstdarstellung. Und sofern diese zulasten anderer Menschen geht, ist sie, ich möchte es einmal so nennen: grundsätzlich asozial. Sie hat nicht mehr das Wohl der Gemeinschaft im Blick, sondern lediglich den Ruhm des Selbstdarstel-

lers. So jemand tritt Gott nur vordergründig dankbar gegenüber. In Wirklichkeit bejubelt er sich selbst. Gott ist für ihn das Publikum, dessen Applaus er anstrebt. Das aber ist mit Gott nicht zu machen. Nicht dass er den Pharisäer nicht für seine religiöse Ernsthaftigkeit anerkennen wollte. Aber das Asoziale, das dabei mitschwingt, das macht er nicht mit. Wo formale Dankbarkeit umschlägt in selbstzufriedene Eitelkeit, da weist Gott sie zurück. Er will nicht applaudierendes Publikum sein, sondern, um mit Jesus zu sprechen: unser Vater oder auch unsere Mutter. Es täte dem Pharisäer gut, sich einmal klarzumachen: das Publikum applaudiert immer nur soweit, wie die Leistung stimmt; die Liebe von Eltern dagegen trägt auch, ja sie trägt **gerade** da, wo die Leistung ausbleibt.

Das scheint ausgerechnet der Zöllner begriffen zu haben, oder er ahnt es zumindest. Er spricht Gott zwar nicht ausdrücklich als Vater oder Mutter an, aber in der Sache tut er es. Und Gott antwortet ihm: er verzeiht ihm, einfach so, ohne Bedingung, ja ohne auch nur einen Satz moralischer Belehrung anzufügen.

Nun ist aber eines noch sehr wichtig: die ganz schlaunen Hörer des Gleichnisses und der Predigt könnten auf eine falsche Idee kommen: auf die Idee nämlich, die Haltung des Zöllners sozusagen zur geistlichen Methode zu erheben, nach dem Motto: Wir haben ja nun gelernt: erhöhen sollen wir uns nicht, sondern vielmehr erniedrigen – um daraufhin von Gott erhöht zu werden! Dann machen wir das doch, und zwar möglichst immer und überall! Was dabei herauskommt, nenne ich einmal ein „geistliches Understatement“. Da macht sich jemand ganz klein, nur um es zu provozieren, für groß erklärt zu werden.

→ Höflichkeitsüberbietungen: „*Das kann ich doch nicht annehmen; das habe ich doch nicht verdient...*“ – Stellen Sie sich einmal vor, wir würden solche Sätze ernstnehmen und entsprechend beantworten: „*Ja da haben Sie auch Recht; das haben Sie wirklich nicht verdient; ich nehme das Geschenk am besten wieder mit...*“ ☺

Oder zur Schau getragene Selbstkritik, z.B. bei Sängern: „*Ich war ja heute ganz und gar nicht zufrieden mit meiner Leistung...*“ – Und wieder: stellen wir uns einmal vor, wir würden nun in dasselbe Horn stoßen: „*In der Tat, du warst heute total mies drauf da vorne auf der Bühne...*“ ☺

Nein, es ist doch klar: Leute, die so reden, gieren förmlich danach, nach der rhetorischen Selbsterniedrigung durch ihr Gegenüber umso mehr „erhöht“ zu werden! Das jedoch ist sicher nicht das, was Jesus mit dem letzten Satz des Predigttextes meint!

Was der Zöllner tut, hat gerade keinerlei Methode; es kann nicht zur Lebensphilosophie gerinnen, wenn es denn echt und authentisch bleiben soll. Es kann nur je und je aus tiefstem Herzen kommen, ehrlich und schnörkellos.

Wo dies geschieht, da jedoch wird Gottes Reaktion nicht auf sich warten lassen: „**Dieser ging gerechtfertigt in sein Haus.**“ „Gerechtfertigt“: mit diesem Wort sind wir mitten im Zentrum neutestamentlicher und reformatorischer Theologie. Gott erklärt den für gerecht, der es nach menschlichem Ermessen gerade nicht ist, der nichts geleistet hat und damit nichts verdient. Er erklärt den für gerecht, der nichts getan hat, als ohne Vorbehalt seine Ungerechtigkeit zu bekennen und um Gnade zu bitten. Noch einmal anders gesagt: er erklärt den für gerecht, der es endlich aufgegeben hat, sich mit anderen vergleichen und sich dadurch selbst rechtfertigen zu wollen, der vielmehr alles ohne Netz und doppelten Boden, dafür aber voller Vertrauen in Gottes Hände legt. Dass wir, liebe Gemeinde, das immer wieder tun, dazu helfe uns Gott! Amen.